

Goethe und Anna Amalia – Eine verbotene Liebe? Zum Versuch, eine neue Weimar-Legende zu begründen

Stellungnahme der Klassik Stiftung Weimar | Goethe- und Schiller-Archiv (Mai 2008)

„[...] Goethe [liebte] die Herzogin Anna Amalia [...] und [blieb] ihr ein Leben lang treu“, so lautet die zentrale Hypothese des in Weimar lebenden Juristen und Schriftstellers Ettore Ghibellino, mit der sich angeblich sämtliche „Widersprüche“ in Goethes Leben und Werk erklären ließen. In seinem Buch „J. W. Goethe und Anna Amalia / Eine verbotene Liebe“¹, zuerst 2003 erschienen, unternimmt der Autor nichts Geringeres als den Versuch, die Goethe-Forschung auf eine ‚neue Grundlage‘ zu stellen. Die Liebe des Dichters zur verwitweten Mutter des regierenden sachsen-weimarischen Herzogs Carl August sei eine „verbotene“, weil staatsgefährdend, gewesen und habe deshalb von Goethe und dem Herzogshaus geheim gehalten werden müssen (S. 10). Nach den Italienreisen Goethes (1786 bis 1788) und Anna Amalias (1788 bis 1790) habe sich das Verhältnis zu einer platonisch-ideellen Beziehung gewandelt, „aus dem heimlichen Liebespaar“ seien „Die Entsagenden“² geworden (S. 79), die jedoch weiter gemeinsam an der Verwirklichung ihrer „Idee des Musenhofes“ (S. 93) arbeiteten. Goethe habe „bis zu seinem Tod der Geliebten literarische Denkmäler“ (S. 93) gesetzt, ebenso habe Anna Amalia Wege gefunden, „sich verschlüsselt zu ihrer Liebe zu Goethe zu äußern“ (S. 93 f.). Goethes Beziehung zu Charlotte von Stein dagegen erklärt der Autor zu einem raffinierten Täuschungsmanöver, das dazu gedient habe, die Weimarer Gesellschaft und die Zeitgenossen insgesamt sowie die Nachwelt hinters Licht zu führen.

Ghibellinos Ansatz ist historisch so fragwürdig, das zugrunde liegende Kunst- und Literaturverständnis derart einseitig biographistisch, der Umgang mit den Quellen so unreflektiert, ja manipulativ, die Kenntnisaufnahme und Einbeziehung der aktuellen Forschungsliteratur so selektiv, dass sich eine ernsthafte wissenschaftliche Auseinandersetzung eigentlich verbietet. In der Fachwelt hat Ghibellinos Veröffentlichung daher weder Interesse noch Unterstützung gefunden. Allerdings vermarktet der Autor mit seinem Buch geschickt das große allgemeine Interesse an der Person Goethes, dabei auch voyeuristische Bedürfnisse des Publikums bedienend. Inzwischen sind bereits zwei Nachauflagen (2004 und 2007) und eine englische Übersetzung (2007) erschienen. Aus diesem Grund muss diese neue ‚Weimar-Legende‘ in aller Deutlichkeit als das benannt werden, was sie tatsächlich ist, nämlich eine Erfindung des Autors.

Auf den mehr als 360 Seiten seines Buches variiert Ghibellino seine Ausgangshypothesen unzählige Male und gibt vor, sie anhand von „zeitgenössischen Quellen“ (S. 13) zu untermauern. In Lebenszeugnissen, darunter in Briefen und Tagebüchern Goethes, aber auch in dessen literarischen Werken, so im „Torquato Tasso“, in der Lyrik und im „Wilhelm Meister“, sucht er nach „verschlüsselten“ Botschaften, in denen die „Liebenden [...] ihre tragische Liebesgeschichte der Welt“ (S. 10) mitgeteilt hätten. Nicht zur Hypothese passende Zeugnisse und Forschungsergebnisse werden ignoriert, Teile der Biographien Goethes und Anna Amalias einfach ausgeklammert. Übergangen wird z. B. die neueste Studie Helmut Koopmanns zu Goethe und Charlotte von Stein aus dem Jahr 2002². Nicht berücksichtigt werden die Ergebnisse der neuesten Anna Amalia-Forschung³, kein Hinweis findet sich auf die Beziehung Anna Amalias zu Giuseppe Capececiatti in Italien⁴, ganz zu schweigen von einer Bewertung der verschiedenen Unstimmigkeiten und Auseinandersetzungen zwischen der Herzoginmutter und Goethe schon in der voritalienischen Zeit, vor allem aber nach 1790. Daneben begeht Ghibellino zahlreiche sachliche Fehler, so z. B. war Charlotte von Stein geb. Schardt mit ihrer Heirat 1764 aus dem Hofdienst ausgeschieden und demnach auch keine

Hofdame Anna Amalias (S. 25) mehr⁵, das angebliche Porträt „*Anna Amalia als Braut*“ (S. 277) von Jagemann war schon lange vor Goethes Heirat 1806 in Auftrag gegeben und 1805 bezahlt worden⁶, somit also keine „*Antwort auf Goethes Vermählung*“ (S. 277). – Wie die folgenden Beispiele zeigen, arbeitet Ghibellino generell mit verkürzten, willkürlich aus dem Kontext und dem chronologischen Zusammenhang gerissenen Zitaten und bedient sich je nach Bedarf aus den unterschiedlichsten ‚Quellen‘, ohne zwischen persönlichen Dokumenten, späteren Berichten aus zweiter Hand oder gar fiktiven Darstellungen in literarischen Werken zu differenzieren.

Neben der Unterstellung einer Liebesbeziehung Goethes zu Anna Amalia beruht Ghibellinos Argumentation ganz entscheidend auf der Annahme, dass das Bekanntwerden der Liebe zwischen dem bürgerlichen Dichter Goethe und der aus dem Hochadel stammenden Herzogin für den sachsen-weimarischen Staat „*schwere Sanktionen*“ (S. 30) nach sich gezogen hätte. Goethe selbst habe eine „*Intervention der Preußen*“ (S. 55) befürchtet, ja sogar eine „*Annexion des Herzogtums*“ (ebd.). Eben deshalb sei das Täuschungsmanöver mit der nur vorgeschobenen Beziehung zu Charlotte von Stein nötig gewesen. Auf die Unhaltbarkeit dieser Behauptung hat bereits der Historiker und Anna Amalia-Biograph Joachim Berger hingewiesen: „Eine Ehe oder ein öffentlich gemachtes Verhältnis der Herzogswitwe Anna Amalia mit einem Bürgerlichen oder Niederadligen hätte weder Sanktionen des Reiches (also des kaiserlichen Reichshofrats) noch machtpolitische Interventionen der Großmacht Preußen nach sich gezogen. Der kaiserliche Hof hätte dazu keine rechtliche Handhabe gehabt, der preußische Hof keine Veranlassung gesehen. Denn eine derartige Affäre wäre kein ‚Staatsgeheimnis‘ gewesen: Anna Amalia hatte, nachdem sie 1775 die Regentschaft an den volljährig gewordenen Carl August abgab, in Sachsen-Weimar-Eisenach keine staatliche Funktion mehr. Mit einer Mesalliance hätte sie allenfalls den ‚wohlanständigen‘ (d. h. standesgemäßen) Verhaltenskodex einer hochadligen Fürstenfamilie verletzt. Sanktionen informeller Art (Gunstentzug, möglicherweise ‚Verbannung‘ auf einen abgelegenen Witwensitz) wären durch die eigene Dynastie erfolgt.“⁷ Zugleich betont Berger, dass die Herzogin Anna Amalia „in ihren Grundüberzeugungen fest in der Wertewelt des Hochadels verankert war“⁸, woran auch der Umgang mit bürgerlichen Gelehrten und Künstlern nichts änderte. Dass sie Mesalliancen vor allem auch in der eigenen Familie prinzipiell nicht tolerierte, zeigt ihr Verhalten dem zweitgeborenen Sohn Constantin gegenüber, dessen Verbindung mit der aus dem niederen Adel stammenden Caroline von Ilten sie ebenso ablehnte wie seine späteren wiederholten Pläne, eine bürgerliche Frau zu heiraten.

Um die zentrale Behauptung vom Ablenkungsmanöver durch die nur vorgeschobene Beziehung Goethes zu Charlotte von Stein glaubhafter zu machen, entwirft Ghibellino ein idealisiertes Bild Anna Amalias, das auch deren äußere Erscheinung einschließt. Kontrastierend stellt er ein möglichst negatives der Charlotte von Stein gegenüber.⁹ So zieht er aus dem Umstand, dass von ihr nur wenige Profilporträts überliefert sind, die groteske Folgerung: „*Nur im Profil sollte man die ‚Seelenfreundin‘ Goethes erblicken können. Getreue Abbildungen der Frau v. Stein, die für Friedrich v. Schiller (1759–1805) nie schön gewesen sein konnte, hätten womöglich das Weimarer Staatsgeheimnis erschüttern können.*“ (S. 26) Dieser ‚Logik‘ folgend, drängt sich allerdings die Frage auf, weshalb das „*Staatsgeheimnis*“ überhaupt so lange Zeit gehütet werden konnte, wo doch die Weimarer Gesellschaft, auswärtige Besucher und all jene, denen Charlotte von Stein auf ihren Reisen begegnete, das Angesicht der ‚Seelenfreundin‘ Goethes ganz ungehindert und von allen Seiten aus betrachten konnten.

Überdies belegt die nur indirekt wiedergegebene Bemerkung Friedrich Schillers aus einem Brief an Christian Gottfried Körner vom 12./13. August 1787, in ihren Kontext eingebettet, keineswegs die mangelnde Attraktivität Frau von Steins: „Dieser Tage habe ich in großer ad-

licher Gesellschaft einen höchst langweilig Spaziergang machen müssen. Das ist ein notwendiges Übel, in das mich mein Verhältniß mit Charlotten [von Kalb, KSW] gestürzt hat – und wieviel flache Creaturen kommen einem da vor. Die beste unter allen war Frau von Stein, eine wahrhaftig eigene interessante Person, und von der ich begreife, daß Göthe sich so ganz an sie attachiert hat. Schön kann sie nie gewesen seyn aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit ligen in ihrem Wesen. Diese Frau besitzt vielleicht über tausend Briefe von Göthe und aus Italien hat er ihr noch jede Woche geschrieben.“¹⁰

Zeitgenössische Beschreibungen Charlotte von Steins aus der Zeit, als Goethe sie kennen lernte, sucht der Leser dagegen vergeblich. Der Grund hierfür wird offenkundig, zieht man z. B. die oft zitierte Darstellung Johann Georg Zimmermanns vom 12. Dezember 1774 heran, die von Lavater, für den sie bestimmt war, später teilweise in die „Physiognomischen Fragmente“ aufgenommen wurde: „Frau Kammerherrin, Stallmeisterinn und Baronesse v. Stein aus Weimar. Sie hat überaus große schwarze Augen von der höchsten Schönheit. Ihre Stimme ist sanft und bedrückt. [...] Sie ist einige und dreißig Jahre alt, hat sehr viele Kinder und schwache Nerven. Ihre Wangen sind sehr rot, ihre Haare schwarz, ihre Haut italiänisch wie ihre Augen. Der Körper mager; ihr gantzes Wesen elegant mit Simplicität.“¹¹

Bezeichnend ist vor allem aber die Art und Weise, in der sich Ghibellino seiner ‚Quellen‘ bedient. In einem der Anfangskapitel z. B. wird behauptet: „*Die Liebe zwischen dem standesungleichen Paar Anna Amalia und Goethe ist ab dem Jahr 1776 nachweisbar.*“ (S. 31) Als Beleg folgt ein Zitat aus einem Brief Goethes: „[...] *Mit der Herzoginn Mutter hab ich sehr gute Zeiten‘, schreibt der Dichter am 14. Februar 1776 an Johanna Fahlmer (1744–1821), [wir] treiben auch wohl allerley Schwänck und Schabernack.*“ [...]“ (S. 31)

Dies bereits als Hinweis auf den Beginn einer „Liebe“ Goethes und Anna Amalias zu deuten, ist mehr als gewagt. Allerdings erhellt erst der Kontext des zitierten Satzes, wie abwegig die Auslegung tatsächlich ist. Das Zitat findet sich gegen Ende eines zweiseitigen Briefes, in dem Goethe der Freundin Johanna Fahlmer in Frankfurt sein Weimarer Leben schildert. Erwähnt werden Herder, der Herzog Carl August und Wieland. Gegen Mitte der zweiten Briefseite kommt Goethe schließlich auch auf die weiblichen Bekanntschaften zu sprechen: „Die Mägdlein sind hier gar hübsch und artig, ich bin gut mit allen. Eine herrliche Seele ist die Frau von Stein, an die ich so was man sagen mögte geheftet und genistelt bin. Louise und ich leben nur in Blicken und Sylben zusammen. sie ist und bleibt ein Engel. Mit der Herzoginn Mutter hab ich sehr gute Zeiten, treiben auch wohl allerley Schwänck und Schabernack. Sie sollten nicht glauben wie viel gute Jungens und gute Köpfe beysammen sind, wir halten zusammen, sind herrlich untereins dramatisiren einander, und halten den Hof uns vom Leibe.“ (WA IV, 3, 29)¹²

Daneben stützt sich der Autor auf „zeitgenössische Quellen“, die angeblich „*die Liebe zwischen Goethe und Anna Amalia erwähnen*“, bisher aber noch nicht ausgewertet worden wären: „*Von großem Wert sind hier Briefe der Ehefrau des Grafen Johann Eustach Görtz, der von 1762 bis 1775 in Weimar Prinzenerzieher und ab 1778 preußischer Diplomat im Range eines Ministers war. [...] Ausschnitte aus diesen in französischer Sprache abgefassten Briefen, die Goethe und Anna Amalia als heimliches Liebespaar bezeichnen und Frau v. Stein als Strohfrau, gingen in die Sammlungen der Berichte von Zeitgenossen über Goethe ein. Erstmals hier werden aber aus diesen Briefen Passagen aus dem Französischen übersetzt.*“ (S. 13)

Besonderes Gewicht misst Ghibellino einem Zitat aus dem Brief der Gräfin Görtz vom 11. Juni 1780 bei, das als ‚Beleg‘ mehrfach wiederholt wird. Auf S. 61 z. B. wird es mit der folgenden Behauptung eingeleitet: *„Die Briefe, die sie an ihren Mann schrieb, erwähnen immer wieder ausdrücklich die verbotene Liebe zwischen Goethe und Anna Amalia. Das Ehepaar Görtz durchschaute das Blendwerk und äußerte sich abfällig darüber. So schreibt die Gräfin Görtz an ihren Mann am 11. Juni 1780: ‚Goethe drechselt immer noch an der vollkommenen Liebe und die arme Frau v. Stein, dümmer gab es noch keine, erträgt geduldig das Geschwätz in der Öffentlichkeit und von Herrn Goethe und die üblen Launen seiner Frau [Anna Amalia]. Sie können daraus ersehen, dass alles beim Alten geblieben ist.“* (Die Einfügung „[Anna Amalia]“ stammt von Ghibellino, ebenso S. 155.)

Das französische Original dieser Briefstelle lautet: *„Goethe file toujours le parfait amour, et le pauvre Stein plus bête qu’il n’a été reçoit en patience les mauvais propos du public, et de Mr. Goethe, et les humeurs de sa femme. Vous voyés que tout cela reste sur l’ancien pied.“* (Zitiert nach: Goethe. Begegnungen und Gespräche. Hrsg. von Ernst Grumach und Renate Grumach. Bd. II: 1777–1785. Berlin 1966, S. 242; Hervorhebung KSW.) Laut Quellenangabe liegt auch Ghibellinos (recht freier) Übersetzung der Wortlaut der Ausgabe der „Begegnungen und Gespräche“ von 1966 zugrunde, ja er zitiert in den Anmerkungen die gesamte Stelle nach dem französischen Original: *„Goethe file toujours le parfait amour, et la pauvre Stein plus bête qu’il n’a été reçoit en patience les mauvais propos du public, et de Mr. Goethe, et les humeurs de sa femme. Vous voyés que tout cela reste sur l’ancien pied.“* (S. 335, Fußnote 208; Hervorhebung KSW.) Das französische Zitat ist bis auf eine ebenso winzige wie bedeutungsvolle Abweichung korrekt wiedergegeben: aus ‚der arme Stein‘ wurde ‚die arme Stein‘, womit sich allerdings der gesamte Sinn des Textes ändert, und zwar ganz in dem vom Autor gewünschten Sinne. Gemeint ist im französisch abgefassten Original also keineswegs Charlotte von Stein, sondern vielmehr deren Ehemann Josias von Stein, der die öffentliche Klatscherei und die Launen ‚seiner Frau‘, nämlich Charlottes, ‚geduldig‘ ertrug. In korrekter deutscher Übersetzung lautet das Zitat: *„Goethe vergisst vor lauter Liebesglück alles andere, und der arme Stein, einfältiger wie es nie [einen] gab, nimmt das böse Gerede der Öffentlichkeit und des Herrn Goethe und die Launen seiner Frau hin. Sie sehen, dass alles beim Alten bleibt.“* (Übersetzung KSW.)

So boshaft und indiskret die Äußerung der Gräfin Görtz auch sein mag, als ‚Beleg‘ einer *„ausdrücklichen“* Erwähnung der *„verbotenen Liebe zwischen Goethe und Anna Amalia“* taugt sie ganz und gar nicht, wohl aber als weiteres Beispiel für Ghibellinos Art des Umgangs mit den Quellen.

Insgesamt sind 1772 Briefe Goethes an Charlotte von Stein überliefert. Aus der Zeit von 1776 bis Juni 1788 stammen 1628 Briefe, die die intensiver werdende Beziehung zur Adressatin ebenso belegen wie Goethes Stimmungsschwankungen und schließlich den Bruch der Beziehung nach der Rückkehr aus Italien. Seit ihrer ersten Veröffentlichung durch Adolph Schöll in den Jahren 1848 bis 1851¹³ sind die Briefe wiederholt gedruckt und ansatzweise auch kommentiert worden, in einer vollständigen Neuausgabe zuletzt 1960 bis 1962 von Jonas Fränkel¹⁴. Die Gegenbriefe Charlotte von Steins aus der Zeit ihrer intensivsten Korrespondenz mit Goethe sind nicht erhalten.

Sich diesen Umstand zunutze machend, erklärt der Autor ohne Weiteres, die *„mehr als 1600 Liebesbriefe, die zwar an Frau v. Stein adressiert“* waren, seien *„an Anna Amalia gerichtet“* (S. 149). Alles, was das Gegenteil belegt, wie z. B. Erwähnungen aus dem persönlichen Umfeld Charlotte von Steins, die Anrede mit dem Rufnamen ‚Lotte‘ oder Anspielungen auf gemeinsame Erlebnisse Goethes und der Adressatin sind dem Autor zufolge *„nur ein*

Blendwerk, also verabredete Anhängsel, die die Identität der Geliebten verbergen sollen“ (S. 163).

Selbst wenn viele der von Haus zu Haus verschickten Billetts Goethes an Charlotte von Stein wenig Anhaltspunkte für Sacherläuterungen bieten, wurden doch in den Kommentaren bei Schöll, Fielitz, Petersen und Fränkel zahllose eindeutig zu belegende Bezüge aufgeklärt, die Ghibellino unterschlägt. Nicht erwähnt werden auch die evidenten Unterschiede zwischen den meist kurzen innerhalb Weimars verschickten Briefen und denen, die Goethe an Charlotte von Stein schreibt, wenn diese sich z. B. auf ihrem Gut in Kochberg aufhält. Nicht nur sind die Briefe dann deutlich länger, sie nehmen auch – ähnlich wie Goethes Reisebriefe – einen stärker berichtenden Charakter an. Diese auffallende Korrelation zwischen Umfang und Inhalt der Briefe Goethes und der An- oder Abwesenheit Charlotte von Steins lässt sich über den gesamten Zeitraum von 1776 bis 1786 beobachten. Wie absichtsvoll der Autor diese Zusammenhänge ignoriert, soll im Folgenden gezeigt werden.

Geradezu abenteuerlich muten die Spekulationen Ghibellinos zur Zustellung und Überlieferung der Briefe an: *„Viele der kleinen Zettel dürften mit Brieftauben übermittelt worden sein, was auch ihr ungewöhnliches Format erklären würde, sowie den Umstand, dass oft täglich mehrere gewechselt wurden. Dies würde auch erklären, warum die Briefe von unbekannter Hand in Foliobände eingeklebt wurden, denn durch das Einkleben wurde verhindert, dass erkannt werden konnte, dass die Briefe wohl gerollt oder gefalzt in einer Kapsel befördert worden waren. Ein Brief Goethes an Anna Amalia (,Frau v. Stein‘) vom 21. August 1779 legt eine Beförderung durch Brieftauben nahe. Darin heißt es: ,Ihre Tauben wissen gar nicht wie ihnen geschieht dass das Fenster sich nicht öffnen will.‘ [...]“ (S. 150)*

Zu den Formaten der Briefe an Charlotte von Stein ist zu bemerken, dass sie durchaus nicht ungewöhnlicher waren als die vieler anderer von Goethe stammenden Briefe. Häufig verwendete er z. B. umränderte Briefblättchen in einem Format zwischen 10 und 17 cm x 9 und 12 cm¹⁵. Aber auch kleinere Zettel, die von größeren Blättern abgerissen worden waren, finden sich als Briefpapier sowohl bei Briefen an Charlotte von Stein wie auch an andere vertraute Adressaten Goethes, so z. B. Johann Christian Kestner.

Die Hauptmasse der heute im Goethe- und Schiller-Archiv aufbewahrten Briefe an Charlotte von Stein, nämlich 1748, sind in sieben Bänden überliefert, gebunden in braune Leder-einbände im Format 23 x 38 cm. Sie sind jahrgangsweise geordnet und innerhalb der Jahrgänge durchgezählt. Nach den Erinnerungen Felix von Steins sind die Briefe in der vorgefundenen Anordnung von seinem Großonkel Friedrich von Stein, dem Sohn Charlotte von Steins, vererbt worden. Die Einordnung in die Bände geht offenbar auf Friedrich von Steins Neffen Karl und dessen Frau Luise von Stein zurück, in deren Besitz die Handschriften 1842 übergingen.¹⁶ Die Briefe gebunden aufzubewahren, war im 19. Jahrhundert nicht ungewöhnlich und bei der Masse der Handschriften ein probates Mittel, um die ursprünglich überlieferte Chronologie der zu einem Drittel undatierten oder unvollständig datierten Briefe zu wahren.

In den Bänden sind die Briefe auf foliierte Blätter geklebt, meist auf Falz, so dass die Schrift auf den Rückseiten in der Regel gut zu sehen ist; eindeutig zu erkennen ist auch die Faltung der Briefe. Die kleineren Blättchen waren häufig als sogenannte Fidibusse gefaltet, wodurch aber die Länge oder Breite von etwa 10 bis 17 cm nicht verringert wurde. Die nach dem Auseinanderfalten entstandenen Rhombenmuster sind noch gut erkennbar.

Der Brief, der nach Ghibellinos Meinung eine „Beförderung durch Brieftauben“ (S. 150) nahelegt und von dem er ohne jede weitere Erklärung nur einen einzigen Satz mitteilt, trägt

die eigenhändige Adresse: „Fr. v. Stein / nach / Kochberg.“. Aus seinem Inhalt geht hervor, dass Goethe plante, die Adressatin in Kochberg zu besuchen. Der Brief beginnt: „Ich muss wohl aushalten, merck ich, es ist nicht anders. Heut Abend hofft ich bey Ihnen zu seyn, der Mond scheint recht schön und hätte mich gut bis in Ihre Berge gebracht, den Montag wollt ich zurück, das soll mir auch nicht werden. Denn der Herzog ist seit gestern weg, und kommt erst Morgen, und da sind Sachen wenn sie nicht Montags früh in Bewegung gehn, geschehn sie die ganze Woche nicht.“

Der von Ghibellino zitierte Satz findet sich gegen Ende des zweiten Absatzes, und zwar in dem folgenden Zusammenhang: „Diese Woche hat die Last die ich trage wieder stärker gedrückt. An Orten wo die Weiber Vicktualien und andres in Körben auf dem Kopfe tragen, haben sie Kringen wie sie s nennen von Tuch mit Pferdehaar ausgestopft dass der harte Korb nicht auf den Scheitel drückt, manchmal wird mirs als wenn mir eins das Küssen wegnähme und manchmal wieder unterschöbe. Steinen seh ich wenig, er ist nie zu hause wenn ich nach ihm frage. Ihre Tauben wissen gar nicht wie ihnen geschieht dass das Fenster sich nicht öffnen will. Das Eichhörngen ist wohl. In mein Haus kommt nun gar kein Mensch, ausser dem schönen Misel, wir sind gar artig zusammen, denn wir sind in gleichem Falle, mir ist mein liebstes verreist, und ihr fürstlicher Freund hat andre Weege gefunden.“¹⁷ Der Briefteil endet mit der eigenhändigen Datierung „d. 21 Aug Sonnab / 1779. / G.“

Wie Goethes Tagebuch belegt, besuchte er Charlotte von Stein dann doch, und zwar schon am 22. August, um bis zum 25. in Kochberg zu bleiben.¹⁸ Seinen Brief vom 21. hatte er nicht abgesandt und auch nicht mitgenommen. Am 28. August aber bedankte er sich für inzwischen erhaltene Geburtstagsgeschenke: „d. 28. Nur mit Einem Wort kan ich für den Beutel und die Manschetten danken. Es ist heute ein schöner Tag. Möge er Ihnen auch sehr hold seyn. Von Büchern was ich habe folgt hier! grüsen Sie alles. G“ Dieser Briefteil findet sich auf der dritten Seite des Doppelblattes, auf dessen erster Seite der Brief vom 21. August steht. Das Doppelblatt, als Brief gefaltet und mit dem Namen der Adressatin und dem Empfangsort versehen, schickte Goethe schließlich der noch immer in Kochberg sich aufhaltenden Charlotte von Stein.

Der Brief vom 21. und 28. August 1779 ist demnach lediglich geeignet, zu belegen, woran bis auf den Autor ohnehin niemand zweifelte, dass er für Charlotte von Stein in Kochberg bestimmt war. – Dass Goethe in diesem bruchstückhaft von Ghibellino zitierten Brief Tauben erwähnt, ist keineswegs ein Hinweis auf eine Beförderung mit „Briefftauben“. Wie die unmittelbar folgende Nachricht über das „Eichhörngen“ unschwer erkennen lässt, gab Goethe der tierlieben Charlotte lediglich Auskunft über das ‚Befinden‘ ihrer Tiere. – Der an anderen Stellen von Ghibellino durchaus als Gewährsmann herangezogene Wilhelm Bode, Verfasser der bis heute umfassendsten Charlotte von Stein-Biographie, berichtet, dass Frau von Stein „eine große Tierfreundin“ war; „außer Hund, Katze und Singvögeln hielt sie sich auch ein Eichhörnchen, und die Tauben zu füttern, gehörte zu ihren liebsten Pflichten.“¹⁹

Die Zahl derartiger Beispiele ließe sich beliebig vermehren, die Verfahren, deren sich der Autor bedient, sind jedoch immer ähnlich. Er nimmt nicht nur manipulierende Kürzungen vor und entkontextualisiert die Zitate, sondern schreckt auch vor Texteingriffen nicht zurück.

Ergänzend zur Überlieferung der Briefe Goethes an Charlotte von Stein ist noch anzumerken, dass nicht nur die Faltung der Briefe und die Adressen auf den Rückseiten trotz ihrer Aufbewahrung in den Foliobänden noch gut zu erkennen sind, erhalten haben sich auch handschriftliche Bemerkungen der Empfängerin. Am 7. Oktober 1776, als Charlotte für einige Tage von Kochberg nach Weimar gekommen und im Begriff war, wieder dahin zurückzuge-

hen, schrieb Goethe: „Leben Sie wohl beste! Sie gehen und weis Gott was werden wird! [...] Sie kommen mir eine Zeither vor wie Madonna die gen Himmel fährt, vergebens dass ein rückbleibender seine Arme nach ihr ausstreckt, vergebens dass sein scheidender trähnevoller Blick den ihrigen noch einmal niederwünscht, sie ist nur in den Glanz versuncken der sie umgiebt, nur voll Sehnsucht nach der Krone die ihr überm Haupt schwebt. Adieu doch Liebe!“ (WA IV 3, 114) – Auf der Rückseite dieses Briefes finden sich von der Hand Charlotte von Steins die folgenden Verse:

Obs unrecht ist was ich empfinde – –
 und ob ich büßen muß die mir so liebe Sünde
 will mein Gewißen mir nicht sagen;
 vernicht' es Himmel du! wenn michts je könt anklagen.

Als problematisch erweist sich auch der Umgang des Autors mit bildlichen Quellen. In einem vierzig Abbildungen umfassenden Bildteil werden Porträts Anna Amalias und Goethes einander paarweise zugeordnet und mit nivellierenden Bildunterschriften kommentierend verknüpft – ein augenscheinlicher Versuch, Evidenz zu erzeugen. So zeigen die zweite und dritte Abbildung auf der linken Buchseite Johann Ernst Heinsius' Bildnis der selbstbewussten „*Anna Amalia als Komponistin*“ und auf der rechten Seite das bekannte, in Weimar verwahrte Goethe-Porträt von Georg Melchior Kraus. Es stellt den jungen Dichter in Betrachtung einer Silhouette dar, ist vom Autor mit „*Der verliebte Goethe*“ untertitelt und so platziert worden, dass sein Blick geradewegs auf das Antlitz Anna Amalias fällt. Bereits diese Anordnung – hier die stolze, sich leicht abwendende Adlige, dort der junge Mann, der die Silhouette mit dem vermeintlichen Abbild vergleicht – soll Nähe suggerieren, welche vom Autor auf diese Weise künstlich hergestellt wurde. In der betreffenden Textpassage heißt es, Anna Amalia habe „zur gleichen Zeit“, da Heinsius ihr Bildnis geschaffen habe, „bei Kraus das Gemälde ‚*Der verliebte Goethe*‘ in Auftrag [gegeben], wobei die Geliebte nur auf einem Schattenriss zu sehen ist und bisher als unbekannt gilt.“ (S. 44)

Abgesehen vom frei erfundenen Bildtitel „*Der verliebte Goethe*“, der suggestiv im Sinne der Ausgangsthese ist, bleibt festzuhalten, dass die Gemälde unabhängig voneinander entstanden sind. Die behauptete Auftraggeberschaft Anna Amalias für das Kraussche Gemälde lässt sich aufgrund fehlender Quellen nicht belegen.²⁰ Spekulativ ist auch die Annahme des Autors, dass es sich bei der von Goethe betrachteten Silhouette um „*die Geliebte*“ handle. Vielmehr ist davon auszugehen, dass der Schattenriss eine männliche Person darstellt.

Die oben zitierte Ausführung Ghibellinos ist mit zwei Anmerkungen versehen, welche dazu dienen sollen, das Behauptete durch Quellenbelege zu stützen. Schlägt man jedoch nach, sieht man sich getäuscht: weder findet sich dort der Bildtitel wieder noch ein expliziter Hinweis darauf, dass Anna Amalia die Auftraggeberin des Weimarer Bildes sei, noch eine Bemerkung, der Schattenriss bilde das Profil der Herzoginmutter ab. Für diese als Indizien ausgegebenen Behauptungen bleibt der Autor also eine sachlich überzeugende Klärung schuldig.

Irritierend ist auch die hohe Wertschätzung, welche der Autor den künstlerischen Fertigkeiten Anna Amalias zubilligt. Sicher war die dilettierende Herzoginmutter als Landschaftszeichnerin nicht untalentierte; der Umstand aber, dass sie dabei auf die Darstellung von Staffage verzichtete, spricht für ein eingeschränktes handwerkliches Vermögen. Insofern ist die Behauptung Ghibellinos, Anna Amalia sei Schöpferin des elaborierten wie figurenreichen und überdies vom Künstler Johann Georg Schütz signierten Aquarells „*Reisegesellschaft im Park der Villa d'Este in Tivoli*“ (S. 101 ff.) nicht zutreffend. Mögliche kritische Einwände werden auch hier nicht diskutiert, ebenso wird die Forschungsliteratur nur selektiv wahrgenommen und missverständlich zitiert. Vielmehr postuliert der Autor, Anna Amalia habe durch die

Schaffung ‚ihres‘ Aquarells versucht, „*auf sich als unmittelbares Vorbild für die Prinzessin in ‚Tasso‘ deutlich*“ (S. 101) hinzuweisen. – Welchen Wert aber besitzt eine solche Aussage, wenn ihre Bedingung falsch ist oder nicht verifiziert wurde?

Behauptungen dieser Art finden sich zuhauf: Zu Johann Heinrich Tischbeins Gemälden „Goethe in der römischen Campagna“ und „Anna Amalia am Grabmal der Priesterin Mammia in Pompeji“ etwa wird erklärt (S. 80), es handle sich um Pendants – eine schon aufgrund der verschiedenen Bildformate (164 x 206 bzw. 72,5 x 54,5 cm) irri- ge Idee. Außerdem weisen die Gemälde ganz unterschiedliche Entstehungskontexte auf. Das Argument, die Dargestellten würden sich, stelle man beide Bilder nebeneinander, anschauen, besitzt keinerlei Überzeugungskraft, träfe dies doch auf zahlreiche weitere Porträts der unterschiedlichsten Personen ganz genauso zu.

Unzutreffend ist auch die Analyse des Aquarells „Abendgesellschaft bei Anna Amalia“ von Georg Melchior Kraus, der übrigens einzigen bildlichen Darstellung, in der Goethe und die Herzoginmutter gemeinsam dargestellt sind. Auch hier wird willkürlich festgestellt, das Bild werde Kraus nur zugeschrieben; vielmehr seien „*zumindest wichtige Details von Anna Amalia gemalt worden*“, die somit Wege gefunden habe, „*sich verschlüsselt zu ihrer Liebe zu Goethe zu äußern*“. (S. 94) Wenn dies schon so behauptet wird, dann müssten die „*wichtigen Details*“ auch benannt und erläutert werden. Außerdem wäre zu erklären, inwiefern sich die künstlerische Handschrift Anna Amalias identifizieren und von Kraus unterscheiden ließe.

Ausgangspunkt der Bildbeschreibung ist die Beobachtung, dass vor dem verdeckt dargestellten Goethe „*ein Buch ausgebreitet [liege], auf das er in einer unnatürlichen Art und Weise einen Finger aufgelegt*“ habe. Verfolge man „*diesen Fingerzeig*“, so deute dieser „*über Anna Amalias Pinsel*“ auf ein von Herder in der Pose des verliebten Goethe (siehe oben) gehaltenes „*Blatt mit dem Profil eines Jünglings*“: „*Dieser Jüngling soll also [sic!] Goethe selbst darstellen, dessen Gesicht damit auf dem Aquarell doch zu sehen ist.*“ Herders nach oben gewandtem Blick entnimmt der Autor schließlich die Geste eines Gott zugewandten „*Kirchenmanns*“, welcher „*um Vergebung für die verbotene Liebe und eine der unglaublichsten Täuschungen der Geschichte bitten [solle]*“. (S. 94)

Die Beschreibung besteht aus einer Aneinanderreihung von Behauptungen, die einzig und allein dazu dienen, ein Ergebnis zu bestätigen, das von Beginn an feststeht. Doch gleich die erste Beobachtung des Autors ist falsch: nicht Goethe, sondern Einsiedel hält das Buch, der ominöse Fingerzeig stammt mithin nicht vom Dichter. „*Anna Amalias Pinsel*“ wiederum bildet das ideelle und kompositorische Zentrum des gesamten Blattes, weshalb sich alle dargestellten Aktivitäten auf diesen neuralgischen Punkt beziehen lassen. Die von Herder gehaltene Porträtstudie ist physiognomisch nicht zuzuordnen, er selbst erscheint wohl eher als ein sinnierender Kunstkenner denn als Geistlicher, der sich über eine ‚verbotene Liebe‘ Gedanken macht.

Hier wie an anderen Stellen zeigt sich das grundsätzliche Problem von Ghibellinos Beschreibungen, dass er nämlich seine Hypothesen an den Bildgegenstand heranträgt und sie nicht, wie es wissenschaftlichen Kriterien entspräche, aus diesem entwickelt. Er folgt einem vorprogrammierten Schwunsch, der ihn die Eigengesetzlichkeiten der Kunstwerke und die Intentionen der Künstler ignorieren, Zuschreibungen willkürlich vornehmen, Tatsachen manipulieren und Forschungsergebnisse negieren lässt. Beispiele wie diese machen deutlich, dass es dem Autor nicht um Bilder (oder Texte) gehen kann, sondern um den Vertrieb einer unbewiesenen These.

Abschließend soll auf das Kapitel „*Italienflucht: ‚O Welch ein Irrtum!‘*“ (S. 53–70) eingegangen werden, in dem sich der Autor an einer Neubewertung von Goethes Reise nach Italien im September 1786 versucht. Gleich zu Beginn stellt Ghibellino apodiktisch fest: „*Goethe kehrte Deutschland nicht deshalb den Rücken, weil er das Hofleben nicht mehr ertragen konnte oder weil die Amtsgeschäfte sein künstlerisches Talent zu ruinieren drohten, seine Abreise aus Karlsbad war eine staatspolitisch bedingte Flucht. [...] der Dichter floh am 3. September 1786 überstürzt nach Italien.*“ (S. 53) Als Beweis für seine ‚Flucht-These‘ entwirft Ghibellino auf den folgenden Seiten eine teils frei erfundene, teils gewaltsam konstruierte Ereigniskette der letzten Wochen und Tage vor Goethes Abreise, die man sich freilich aus der fast 20-seitigen Darstellung regelrecht zusammensuchen muss. Dies soll wohl vor allem die Dürftigkeit und fehlende Authentizität der Aussagen verdecken.

Laut Ghibellino hat sich folgendes zugetragen: „*Am 17. August 1786 starb der Preußenkönig Friedrich II. [...] Ausgerechnet um diese Zeit geschah in Weimar etwas Unerwartetes: Jemand wusste um Goethes Geheimnis, um seine verbotene Liebe zur Fürstin Anna Amalia, und gab dies anonym zu erkennen. In dieser Zeit politischer Ungewissheiten war die Kenntnis des Staatsgeheimnisses durch einen Dritten besonders brisant. Goethe befürchtete eine Intervention der Preußen, die sich seine verbotene Liebe zu einer Fürstin als Vorwand hatten zunutze machen können, vielleicht sogar bis zur Annexion des Herzogtums.*“ (S. 54 f.) Erst nach einem mehr als neunseitigen Exkurs über Goethes erstes Weimarer Jahrzehnt, der die Furcht vor dem angenommenen ‚Verräter‘ Johann Eustach Graf von Görtz begründen soll, setzt der Autor seine ‚Flucht-These‘ weiter fort, zunächst mit einer Wiederholung: „*Die Nerven lagen bei Goethe und Anna Amalia nach über zehn Jahren Täuschung längst blank. [...] Seit dem Frühjahr wurde der Tod des erkrankten Königs Friedrich II. erwartet, und gerade in dieser Zeit gab ein ‚Verräter‘ anonym zu erkennen, um das Weimarer Staatsgeheimnis ‚Goethe und Anna Amalia‘ zu wissen.*“ (S. 63 f.) Es folgt wie nebenbei die markante Aussage: „*Als Goethe in Karlsbad den Herzog Carl August in das Geheimnis einweihte, sondierte dieser sofort die Lage in Berlin. An Görtz schreibt Carl August am 18. September 1786 [...].*“ (S. 64) Danach schließen sich Zitate aus Briefen von und an Carl August vom Oktober und November 1786 an, die aber lediglich zeigen, dass in Preußen keineswegs an eine Bestrafung oder gar Vernichtung Sachsen-Weimar-Eisenachs gedacht worden war. Dennoch erscheint das nicht weiter belegte ‚Offenbarungsgespräch‘ Goethes mit Carl August in Karlsbad als unmittelbarer Anlass für eine überstürzte und ziellose Flucht Goethes. Ghibellino fährt fort: „*Goethe wusste ursprünglich nicht, wohin die Reise gehen sollte, in TASSO heißt es (Vers 2238 ff.): ‚Wohin, wohin beweg‘ ich meinen Schritt, / Dem Ekel zu entfliehn, der mich umsaust, / Dem Abgrund zu entgehn, der vor mir liegt?‘*“ (S. 65) Zum in Italien angekommenen Goethe heißt es: „*Da aber Goethes Befürchtungen sich als falsch erwiesen, konnte er daran gehen, der aus der Not geborenen Reise einen Sinn zu geben. [...] Die Überzeugung, dass eine Bildungsreise Unendliches zur weiteren Ausbildung und Veredelung seiner Anlagen beitragen konnte, hatte er schon lange.*“ (ebd.)

Mehr weiß der Autor zur Untermauerung seiner eingangs getroffenen Feststellung von der „*staatspolitisch bedingten Flucht*“ nicht aufzubringen. Die Darstellung spricht bereits für sich. Sie lässt den Versuch erkennen, durch haltlose, nirgendwo belegte Behauptungen und willkürlich hergestellte Zusammenhänge Geschichte im Nachhinein zu konstruieren. Wiederrum drängt sich die Frage auf, weshalb Preußen dem gerade im Fürstenbund zum engen Verbündeten avancierten Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach nach der Existenz trachten sollte, und das noch dazu wegen einer angeblichen Affäre der politisch längst nicht mehr aktiven Herzoginmutter? Warum musste deshalb gerade Goethe fliehen? Woher weiß der Autor, was Goethe und Carl August in Karlsbad gesprochen und beschlossen haben? Es ließen sich wei-

tere Fragen dieser Art stellen, ohne dass Ghibellino auch nur eine einzige halbwegs überzeugende Antwort geben könnte.

Goethes Aufbruch nach Italien war keineswegs eine überstürzte, ziellose Panikreaktion, sondern eine lange und sorgfältig geplante Lebensentscheidung. Schon ein Blick in die Briefe Goethes hätte den Autor eines Besseren belehren können. Seit Juli 1786 finden sich dort konkrete Hinweise auf die anscheinend exakt geplante Reise. In seinem Abschiedsbrief an Herzog Carl August vom 24. Juli 1786, dem Tag vor seiner Abreise nach Karlsbad, erwähnt Goethe erstmals die Tatsache, dass er sich vom Herzog einen längeren Urlaub erbeten hatte: „Ich dancke Ihnen daß Sie mich noch mit einem freundlichen Worte beurlauben wollen.“ (WA IV 7, 253) Für den bekannten fünf- bis sechswöchigen Badeaufenthalt hätte es dessen nicht bedurft. Fast der gesamte Hof, eingeschlossen das Herzogspaar, verbrachten zumeist einen Großteil der Sommerzeit außerhalb Weimars. Eine besondere Beurlaubung und ostentative Verabschiedungen waren in diesen Fällen nicht üblich. Tags zuvor hatte Goethe für seinen Sekretär und engen Vertrauten Philipp Seidel eine detaillierte Auftragsliste für die zu erledigenden Aufgaben während seiner Abwesenheit von Weimar verfasst, die auch den Auftrag der Überweisung einer ersten Tranche von 200 Reichstalern für seine Reise nach Italien einschloss (vgl. Brief an Seidel, 23. Juli 1786; ebd., 252 f.). Am 13. August bestätigte Goethe dann noch einmal von Karlsbad aus gegenüber Philipp Seidel, der einzigen Person, die in seine Absichten vollständig eingeweiht war, seine Reiseplanungen: „Noch hat sich nichts zgetragen, das mich an Ausführung meines Plans hindern könnte. Gegen Ende des Monats werde ich die Reise antreten.“ (WA IV 8, 2) Am 2. September 1786, unmittelbar vor der Abfahrt aus Karlsbad, bat Goethe seinen Dienstherrn und Freund Herzog Carl August noch einmal um die Bestätigung der erbetenen längeren Beurlaubung: „Im Allgemeinen bin ich in diesem Augenblicke gewiß entbehrlich, und was die besonderen Geschäfte betrifft die mir aufgetragen sind, diese hab ich so gestellt, daß sie eine Zeitlang bequem ohne mich fortgehen können; [...] Noch viele Zusammenstimmungen dieser Constellation übergehe ich, und bitte Sie nur um einen unbestimmten Urlaub.“ (ebd., 12). Seinem Vertrauten Seidel teilt Goethe noch am gleichen Tag eine Adresse im sehnsuchtsvollen Reiseziel Rom mit, die des Bankiers Joseph Cioja, bei dem der Reisende die Geldtransfers in Empfang nehmen wollte.

Dies wie vieles andere erwähnt Ghibellino bezeichnenderweise mit keinem Wort, wäre doch damit nicht nur seiner These einer ‚ziellosen‘ und ‚überstürzten Flucht‘ der Boden entzogen, sondern die Spekulationen insgesamt fielen in sich zusammen. Ohnehin geht es dem Autor an keiner Stelle um Nachprüfbarkeit der Aussagen oder um Stringenz der Argumentation. Weder die angebliche lebenslange Liebe Goethes zur zehn Jahre älteren Herzogin Anna Amalia noch die ‚staatsgefährdende Brisanz‘ dieser „*geheimen Liaison*“ (S. 59) werden durch Belege verifiziert. Trotz der Überfülle an Zitaten bleibt der Autor jeden Beweis für seine Behauptungen schuldig. Die historischen Dokumente werden keiner kritischen Prüfung unterzogen und nicht unvoreingenommen analysiert, ganz im Gegenteil wird das Material für die eigene Hypothese instrumentalisiert und entsprechend ‚zugerichtet‘.

¹ Ettore Ghibellino: J. W. Goethe und Anna Amalia / Eine verbotene Liebe. Weimar: A. J. Denkena Verlag, 2003 (2. Auflage 2004; 3. Auflage 2007). – Ghibellino-Zitate erscheinen kursiv, der Nachweis mit Seitenzahl erfolgt nach der 2. Auflage von 2004.

² Helmut Koopmann: Goethe und Frau von Stein. Geschichte einer Liebe. München 2002.

³ Vgl. u. a. Der „Musenhof“ Anna Amalias: Geselligkeit, Mäzenatentum und Kunstliebhaberei im klassischen Weimar. [Tagung des Sonderforschungsbereichs „Ereignis Weimar-Jena um 1800“ an der FSU Jena]. Hrsg. von Joachim Berger. Köln, Wien, Weimar 2001; ders.: Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach (1739–1807). Denk- und Handlungsräume einer ‚aufgeklärten‘ Herzogin. Heidelberg 2003.

⁴ Giuseppe Capecelatro, den Erzbischof von Tarent, hatte Anna Amalia während ihres Italienaufenthaltes kennen gelernt (vgl. Joachim Berger: *Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach*. Heidelberg 2003, besonders S. 579–581; Annette Seemann: *Anna Amalia. Herzogin von Weimar*. Frankfurt a. M. und Leipzig 2007, S. 126).

⁵ Hofdamen Anna Amalias waren: Henriette von Schlotheim (von 1758 bis 1760); Charlotte Albertine Ernestine von Schardt (von 1758 bis 1764, seit 1764 verh. mit Josias von Stein); Charlotte von Quernheim (von 1760 bis 1771, seit 1771 verh. mit Carl Friedrich von Witzleben); Charlotta von Stein (von 1772 bis 1784); Luise von Göchhausen (von 1784 bis 1807); Henriette von Wolfskeel (von 1794 bis 1805, seit 1804 verh. mit Carl Wilhelm von Fritsch); Louise Sophie Amalia Friederike von Stein (von 1806 bis 1807).

⁶ Laut Schatullrechnung bezahlte Anna Amalia Jagemann im Jahr 1805 die Summe von 115 Reichstalern für ein „großes Oehlgemälde“ (vgl. Thüringisches Hauptstaats Archiv Weimar, Sign.: A 1034, Beleg Nr. 925).

⁷ Joachim Berger: *Die neue Weimar-Legende. Eine „verbotene Liebe“ zwischen Fiktion und Klischees*. In: *Palmbaum. Literarisches Journal aus Thüringen*. Hrsg. von Detlef Ignasiak im Auftrag der Thüringischen Literaturhistorischen Gesellschaft Palmbaum e. V. 15. Jahr. 1. Heft. Jena 2007, S. 20.

⁸ Ebd.

⁹ Vgl. vor allem das Kapitel „Anna Amalia und Charlotte v. Stein“, S. 21–27.

¹⁰ Schillers Werke. Nationalausgabe. 1940 begründet von Julius Petersen. Fortgeführt von Liselotte Blumenthal, Benno von Wiese, Siegfried Seidel. Hrsg. im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar und des Schiller-Nationalmuseums in Marbach von Norbert Oellers. 24. Band. Briefwechsel. Schillers Briefe 17.4.1785–31.12.1787. In Verbindung mit Walter Müller-Seidel hrsg. von Karl Jürgen Skrodzki. Weimar 1989, S. 131. – Zu ergänzen ist, dass Charlotte von Stein knapp 45 Jahre alt war, als Schiller sie seinem Freund Körner beschrieb, bei ihrer ersten Begegnung mit Goethe aber erst 33.

¹¹ Das vollständige Zitat lautet: „Frau Kammerherrin, Stallmeisterinn und Baronesse v. Stein aus Weimar. Sie hat überaus große schwarze Augen von der höchsten Schönheit. Ihre Stimme ist sanft und bedrückt. Ernst, Sanftmuth, Gefälligkeit, leidende Tugend und feine tiefgegründete Empfindsamkeit sieht jeder Mensch beym ersten Anblick auf ihrem Gesichte. Die Hofmanieren, die sie vollkommen an sich hat, sind bey ihr zu einer sehr seltenen hohen Simplizität veredelt. Sie ist sehr fromm, und zwar mit einem rührend schwärmerischen Schwung der Seele. Aus ihrem leichten Zephyrgang und aus ihrer theatralischen Fertigkeit in künstlerischen Tänzen würdest Du sicher nicht schließen, was doch sehr wahr ist, daß stilles Mondenlicht und Mitternacht ihr Hertz mit Gottesruhe füllt. Sie ist einige und dreißig Jahre alt, hat sehr viele Kinder und schwache Nerven. Ihre Wangen sind sehr rot, ihre Haare schwarz, ihre Haut italienisch wie ihre Augen. Der Körper mager; ihr ganzes Wesen elegant mit Simplizität.“ (Goethes Briefe an Charlotte von Stein. Hrsg. von Jonas Fränkel. Umgearbeitete Neuausgabe. 1. Bd. Berlin 1960, S. 3, Nr. 1.)

¹² Goethes Briefe werden zitiert nach: *Goethes Werke*. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. IV. Abtheilung: *Goethes Briefe*. 50 Bde. Weimar 1887–1912 [Weimarer Ausgabe]. – Fortan: WA IV, Band, Seite.

¹³ *Goethe's Briefe an Frau von Stein aus den Jahren 1776 bis 1826*. Zum erstenmal herausgegeben durch A[dolph] Schöll. 3 Bde. Weimar 1848–1851.

¹⁴ *Goethes Briefe an Charlotte von Stein*. Hrsg. von Jonas Fränkel. Umgearbeitete Neuausgabe. 3 Bde. Berlin 1960–1962.

¹⁵ Vgl. Ernst Wolfgang Mick. *Goethes umränderte Blättchen*. Dortmund 1982.

¹⁶ Vgl. *Goethes Briefe an Charlotte von Stein*. Neue, vollständige Ausgabe auf Grund der Handschriften im Goethe- und Schiller-Archiv. 2 Bde in 3 Teilen. Leipzig 1923, Bd. 1, S. 551–553.

¹⁷ Zitiert nach der Handschrift im GSA, Sign.: 29/487 I, Bl. 22; vgl. WA IV. Bd. 4 (1889), S. 54 f.

¹⁸ Vgl. Johann Wolfgang Goethe. *Tagebücher*. Historisch-kritische Ausgabe. Im Auftrag der Stiftung Weimarer Klassik hrsg. von Jochen Golz unter Mitarbeit von Wolfgang Albrecht, Andreas Döhler und Edith Zehm. Bd. I 1: 1775–1787. Text. Hrsg. von Wolfgang Albrecht und Andreas Döhler, Stuttgart und Weimar 1998, S. 88.

¹⁹ Wilhelm Bode: *Charlotte von Stein*. Berlin 1927, S. 142. – Zur weiteren ‚Untermauerung‘ seiner ‚Brieftauben-Hypothese‘ verweist Ghibellino übrigens auf die Geschichte der Brieftauben, mit denen bereits „im antiken Griechenland der Sieg bei den Olympischen Spielen in die Heimat gemeldet“ worden usw. Als Quelle wird die folgende Publikation genannt: Willmar Hager: *Brieftauben, ihre Geschichte und ihre Leistungen*. Berlin 1938.

²⁰ Vgl. den Artikel von Renate Müller-Krumbach; in: Gerhard Schuster und Caroline Gille (Hrsg.), *Wiederholte Spiegelungen. Weimarer Klassik 1759-1832. Ständige Ausstellung des Goethe-Nationalmuseums, München/Wien 1999*, S. 144f.